

(Nachdruck verboten.)

## 9) Der Einzige und seine Liebe.

Von Zimm Kröger.

Harder Niders schrak heftig zusammen. Unmittelbar vor ihm hatte sich klirrend und rasselnd ein Tor geöffnet, eine Patrouille mit geschultertem Gewehr führte einen Trupp Sträflinge vor sich her.

Zwei zerlumpte Knaben, die sich gerade an der Zähe hatten, schien das so wichtig, daß sie ihre Balgerei einstellten. „Dat sünd Galeerenkloven“, — erklärte der eine — „de arbeit op n Stadtwall mit n Kugel ant Veer.“ „Kief“, erwiderte der andere — „se hebbt en gel Veer und en swart.“

Die Sache war dem Meister Harder nicht neu. Als er noch eine intakte Seele besaß, hatte er sich zu seiner mehreren seelischen Erhebung die Sache selbst angesehen. Die Züchtlinge verrichteten in der Tat schwere Karrenarbeit mit einer Kugel am Veer. Es ist doch ein eigener Genuß — das Gefühl sittlicher Höhe, wenn man weiß, daß einem so was nicht passieren kann. Wie oft und mit welchem Behagen hatte er bei allem Mitleid das früher gefühlt. Die Sträflinge hatten alle graue Gesichter, überall standen Wachen mit geladenem Gewehr dabei. Einmal hatte er auch seinen Freund Peter in der Karre getroffen, er hatte mit ihm sprechen wollen, war aber barsch auf die Sprechstunde in der Anstalt verwiesen worden.

Der Beamte hatte den Mittwoch genannt, und nun war es Mittwoch, und auch die Stunde war richtig, und von Frau Rank hatte er Bestellung zu verrichten. Peter Rank wurde in seinen Augen zu einem Kameraden, zu einem Unglücklichen, den wollte er besuchen. Hauptsächlich aber wollte er ihn fragen, ob es wahr sei, daß Hans Soller auch ihm, just wie in seinem Fall, die Unterschrift versprochen gehabt habe.

Wenige Minuten später war er im Sprechsaal der Anstalt. Als die Tür hinter ihm zufließ und abgeschlossen wurde, mußte er an einen Sargdeckel denken. Dieses Schlüssel- und Kettengeklirr, ihm war immer, als müßte die nächste Hand- schelle sich um seine Knöchel legen. Ueberall roch es nach Teer und Öl, und alle Leute hatten eine bleierne Gesichtsfarbe.

### 12.

#### Der zweite und letzte Termin.

Um dieselbe Zeit, als Harder Niders sich beim Kastellan des Zuchthauses meldete, sprach ein halb städtisch, halb häuerisch gekleideter, selbstbewußt tuender junger Mann auf der Bank vor. Das war Zochen Niese. Er wurde seiner Bedeutung und seinem Vermögen entsprechend empfangen und behandelt und in das Direktionszimmer genötigt.

Der fällige Wechsel von Niders sei doch eingelöst? warf er so hin.

„Selbstverständlich! Sie haben ja prolongiert,“ lautete die Antwort. Man legte ihm das von Harder abgegebene Papier vor.

Mit lächelnder krauser Lippe und mit krausem Sinn prüfte der große Zochen Meister Niders Kunst.

Sein Gesicht fiel auf.

„Mit dem Wechsel ist es doch in Ordnung?“

„Darüber möchte ich mir eine Erklärung vorbehalten,“ war die reservierte Antwort.

„Spah!“ lachte der Direktor. „Der alte ehrliche Harder!“

„So denke ich auch“ — antwortete der Diplomat. „Die Sache wird gewiß in Ordnung kommen.“

Zochen hatte mit der Handlung Paap u. Co. ein gutes Geschäft geschlossen, er hatte im „Adler“ gegessen, er hatte eine gute Zigarre geraucht, er hatte eine Flasche Wein getrunken, der Zuchts vor seinem Einspäner war mutig und gut eingefahren. Als er, nach Hause zurückkehrend, durch die Königstraße knatterte, grüßte man rechts und links — Zochen Niese war ausgezeichnete Laune.

Eben hatte er das Stadttor hinter sich, da holte er den mühsam daherstieselnden Harder ein.

„Holla!“ rief er. „Holla, Meister Niders.“

Er pfiß und zog die Bügel an, steckte den Peitschenstiel ins Kutteral. Der Zuchts stand wie ein Baum.

„Harder“, wiederholte er. „Bisshen mitfahren?“ Er lachte dabei aus voller Kehle.

Harder stand still, ohne sich zu wundern, wie der Unglücks- nachbar so plötzlich daherkomme. Er wunderte sich über nichts mehr. — Mitfahren wollte er nicht. Er dankte.

Zochen lachte noch immer, lachte ihm voll ins Gesicht.

„Was lachst Du?“ fragte Harder. Es war ihm wirklich unbegreiflich, wie heute jemand lachen könne.

„Ich bin vergnügt, Meister. Soll ich da nicht lachen? Wart nur, Nachbar. Morgen sollst Du auch lachen. Morgen wollen wir alle lachen. Morgen.“

„Zawohl, morgen! Gestern habt Ihr mich im Stich gelassen, morgen werdet Ihr das nicht tun. Es ist der zweite Termin, einen dritten gebe ich nicht.“

Er zog seine Uhr.

„Es ist fünf Minuten nach vier. Morgen um diese Stunde, also vier Uhr, wünsche ich Euch zu sehen. Meine Bedingungen sind die alten. Du brauchst nichts zu sagen, Harder. Ich weiß, daß Ihr kommt — Du und Deine Fräulein Tochter — die — — na die —“

Er schüttelte heftig den Kopf, als wenn er den Namen suche und nicht finde.

„Nun, wie heißt sie doch gleich?“

„Katrien heißt sie,“ antwortete Meister Niders demütig.

Zochen Niese mit dem feinen Ehrgefühl lachte wieder.

„Das ist ja auch wahr. Wie konnte ich das vergessen! Darüber erzürnten wir uns ja gerade. Tindchen darf ich nicht sagen — „Katrien Niders ist mein Name.““

Er ahnte des Mädchens Stimme nach und brach wieder in schallendes Lachen aus.

„Lach nicht!“ bat der Alte. Es ging ihm wirklich durch Mark und Bein.

„Kannst Du mein Lachen nicht leiden, Schwiegerbater? Dann laß ich es selbstverständlich.“

Er lachte nicht mehr; um so listiger verzog er den Mund.

„Was tut man nicht dem Vater seiner Braut zuliebe! Wir wollen nicht mehr davon reden, es gibt ja noch mehr, was interessiert. Zum Beispiel, Harder, warst — auf der Bank?“

Harder wurde kaum noch rot. Zochen wußte natürlich alles, es kam nichts mehr unerwartet.

„Ich war da,“ gestand er.

„Das find' ich nett, Harder! Ich sprach übrigens auch mal vor und freute mich, wie Du schreiben kannst, Meister.“

„Ich weiß, Zochen. Ich bitt Dich, schweig davon!“

„Du bist ein wunderlicher Heiliger, Nachbar. Nun kannst auch das nicht vertragen? Lachen soll ich nicht, von der Bank und von Wechseln willst Du nicht hören? Was soll man denn eigentlich mit Dir reden? Na, wollens versuchen. Warst bei Peter Rank?“

Der Sprecher bog sich zu Harder hinüber, soweit es ging.

„Hast Du ihn besucht?“ fragte er schmierig.

„Ja“, antwortete Harder. Ihm war jetzt alles einerlei.

„Sehr vernünftig! Man kann nicht wissen, wo man noch mal sein Brot isst. Wenn mans kennt, so gewöhnt man sich um so eher. Wie geht's denn dem ehrlichen Peter?“

Harder schwieg.

„Hat Dir natürlich erzählt, daß Hans Soller der Schuldige ist. Er hatte ja versprochen, ihm mit Bürgschaft zu dienen. Aber das Gericht hat gesagt, das seien Neben- arten, das sei kein Versprechen, kein bestimmtes Versprechen, das allein vor dem Gesetz binde. Und selbst, wenn auch alles so wäre, haben sie gesagt, Fälschung bleibe Fälschung und werde mit Zuchthaus bestraft. Nicht wahr, das alles hat er Dir erzählt? — Wieviel Jahre bekam Peter doch?“ fragte er weiter.

„Viereinhalb.“

„Viereinhalb, und erst drei vorüber. Noch einundein- halbes Jahr, Tag für Tag in der Karre mit ner Kugel am Bein. Das würde uns nicht behagen. Was, Meister? Aber da ist nichts zu machen. Und das müssen wir doch sagen, Meister. Verdient hat der ehrliche Peter seine viereinhalb Jahre redlich. Wohin solls führen, wenn man sich nicht mehr auf eine Unterschrift verlassen kann? Das empfinden wir Geschäftsleute am ersten. Nicht wahr, Meister?“

Der Alte stöhnte.

„Schweig, Zochen!“  
 „Weshalb soll ich schweigen? Was bist Du komisch!  
 Das, was Peter getan hat und was er zu verbüßen hat, das geht uns beide doch nichts an.“  
 „Bitte, lieber Zochen, hör auf. Ich beschwöre Dich bei meiner Seligkeit, ich beschwöre Dich bei meiner Katrien!“  
 „Wenn Du die Katrien anrufst, dann muß ich freilich mit sein.“  
 „Wir kommen morgen, Du sollst nicht umsonst warten.“  
 Garder war ganz zerknirscht.  
 „Das ist mir angenehm zu hören. Ihr sollt mir sehr willkommen sein. Dann ist ja alles gut. Und nun sei kein Narr, Schwiegervater, und steig auf! Wir fahren zusammen ins Dorf.“

„Laß mich allein, Zochen! Ich bitt Dich, ich flehe Dich an. Ich kann nicht, ich kann nicht.“  
 „Komischer Kauz! Dein Wille geschehe!“  
 Er nahm die Peitsche aus dem Futteral und loderte die Bügel.

„Ja, alter Fuchs,“ redete er zum Pferd hinüber, „wir fahren allein weiter. Unser Schwiegervater kann heute noch nicht. Aber morgen kann er. Komm!“  
 So rollte Zochen rasch davon.

13.

Ein überflüssiges Zwischenspiel.

Als das Abendrot des Tages verglommen war und die Nacht hereinbrach, hatte der Mond schon eine Weile am Himmel gestanden. Nun will ich mein Staatskleid anziehen, — dachte er — da wurde er gelb und blank und glänzend.

Auf dem Wege nach Schottland segelte er über das Dorf hinweg und stand ein Weilchen still. Die Gegend kenne ich — sprach er für sich —, da traf ich Reimer Stieper. Dort auf der Bank von Holz an Meister Egerts Wand saß er und sprach mit den Johannishülsen und dann mit mir, und dann gingen wir zusammen „fensterln“. Nun ist die Bank leer, Garder Riders Johannishbeersträucher sind noch größer und wilder geworden, als sie schon damals waren. Wie auf der Welt in ein paar Jahren doch alles anders wird! Wenn der Schneider da wäre, würde ich mit ihm plaudern, aber Reimer — scheint — ist nicht anwesend.

„Es gibt noch mehr Leute als Reimer Stieper“ — sagte plötzlich eine Stimme. — „Es gibt noch mehr Leute, die ein Wort zu reden wissen.“

Erst wußte der Mond nicht — woher? Er leuchtete über die Dachfirst hin, da sah er den Philosophen von Garders Haus, den Storchenvater auf einem Bein neben dem Nest.

„Ja, ja“ — sagte er — „da hast Du ganz recht, es gibt noch mehr auf der Welt als Schneidergesellen. Ich dachte auch nur an ihn, weil er so rasend verliebt war. Aber mir ist ganz recht, ich „schna“ auch gern mit Klapperleuten. Ein paar Minuten hab ich, — weshalb soll ich sie nicht mit einem so vernünftigen Mann verplaudern?“

„Das meine ich auch“ — verzetzte der Storch. „Denn sieh, ich bin kein gewöhnlicher. Vor Zeiten lebte ein gewisser Goethe, der sang von einem Storch, der auf einem Turm wohnte und immer was auf das Kirchendach fallen ließ. — Das war mein Großvater.“

Bis dahin hatte der Storch auf einem Bein gestanden, nun stellte er sich auf zwei Füße.

„Ich kanns nur nicht beweisen,“ — setzte er leise hinzu. „Und dann“ — fuhr er fort — „kann Dir nicht unbekannt sein, daß die Mysterie von einem Storch erfunden worden sind. Es ist lange her, aber von dem Erfinder stamme ich von Mutterseite ab.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Garten des Laubenkolonisten.

Mai.

Der Mai ist gekommen! Herr Brieckle, der in der letzten Zeit wegen des launischen Aprilwetters etwas griesgrämig ausschaute und die Stirn fast ständig in Falten legte, ist wieder bei guter Laune und mit ihm die ganze Familie. Frau Brieckle hat zuerst dem Umschwung der Witterung Rechnung getragen, indem sie die herbe Handtasche, die zum Heimitragen der Ertragnisse von der Parzelle dient, an allen Ecken und Enden gestickt und die losgerissenen Henkel erneut und mit Eisengarn befestigte. Auch die drei jüngsten Töchter haben ihre weißen Blusen gewaschen und ge-

bügelt, so daß nun alles bereit ist, den Frühling bei einer Mai-bowle festlich zu empfangen. Brieckles machen aber nicht erst den vergeblichen Versuch, den Waldmeister im Grunewald zu suchen. Herr Brieckle hat Waldmeister auf seinen Beeten für Küchenkräuter angepflanzt, und dort sprieht er schöner und üppiger als jemals im duftenden Laubwalde. Frau Brieckle ist überhaupt der Ansicht, daß man in Berlin alles auf der Parzelle ziehen müßte. Sie ist eine echte Berlinerin und hat sich vor drei Jahrzehnten noch am Sammeln leibhaftiger Champignons auf dem Tempelhofer Felde beteiligt. Seitdem aber die Soldaten beim Parademarsch alles niederstampfen, haben es die Champignons vorgezogen, aus dieser Gegend zu verschwinden. Es gibt seitdem, wie sie mir erzählt hat, Speisepilze nur noch in der Märktischen Schweiz, namentlich bei Straußberg herum, aber keine Champignons, sondern Steinpilze. Frau Brieckle hatte nun die Absicht, Champignons zu züchten. Ich habe ihr aber gesagt, daß diese besser im Keller als auf der Parzelle wachsen, daß man dazu aber ein Beet von frischem Pferdewiege herrichten müsse. Da aber nun der Pferdewiege immer seltener wird, weil die Automobile bald den letzten Gaul aus Berlin vertrieben haben, und da man im modernen Berlin auch nicht mehr wie Anno dazumal mit einem Henkelkorbe unter dem Arm die Pferdewiege einzeln von der Straße auflesen kann, so will sie lieber die Finger von der Sache lassen.

Herr Brieckle, dessen Speisefürbisse und Tomaten am sonnigen Fenster schon ziemlich ins Kraut gegangen sind, brütet in freien Stunden über die Anlage einer anderen Art von Mistbeet auf der Parzelle nach. Er fühlt sich immer nicht wohl, wenn er gelegentlich einmal kalte Füße hat. Ähnlich meint er, geht es den empfindlichen Pflanzen, wenn sie in feuchtem und kaltem Erdreich stehen, und zu diesen empfindlichen Pflanzen gehören die besseren Speisefürbisse, die härteren Melonen, die wir allenfalls noch in unserem norddeutschen Klima auf der Parzelle ziehen können, ferner die Tomaten. Ich habe ihm erklärt, wie man diesen Pflanzen bei uns durch eine Heizung mit Pferdewiege einen „warmen Fuß“ geben kann. Man bestimmt hierfür ein sonnig gelegenes Beet von 130 Zentimeter Breite, dessen Länge sich ganz nach dem Umfange der Kultur richten kann und hebt den Boden etwa 60 Zentimeter tief aus, indem man ihn zu beiden Seiten des Beetes hügelartig aufschichtet. Vorher muß man sich aber schon möglichst frischen und langstochigen Pferdewiege beschaffen. Das mag manchem Schwierigkeiten bereiten, unserem Brieckle aber nicht. Er ist ja mit seinem Milchmann befreundet. Und da die Milchzentrale, die den Milchhändlern durch Jahr und Tag Kopfschmerzen bereitete, nun vollständig pleite und Brieckles Freund deshalb wieder sehr fidel ist, so kann er von ihm alles haben, schließlich auch eine Fuhrer Pferdewiege. Sie ist sogar schon angefahren. Ich habe ihn beisehen, frisch, gesund und feucht genug befunden, und Herrn Brieckle gezeigt, wie er in die Vertiefung des Beetes hineingefüllt und dann gleichmäßig mit den Füßen festgetreten werden muß. Die Einfüllung hat so zu geschehen, daß Stroh und Pferdewiege mit der Mistgabel gleichmäßig über die ganze Fläche verteilt werden. Dies erreicht man, indem man den Dung Gabel für Gabel in die Grube schüttelt und verteilt. Dabei findet man, namentlich im Berliner Pferdewiege, die kuriossten Sachen: Korsettstangen, zerbrochene Töpfe diskreter Art, Hufeisen und sonstige Fremdkörper. Diese müssen entfernt werden. Der Dung darf nicht zu naß sein, weil er sich sonst nicht erwärmt, er darf aber auch nicht zu trocken sein, da er sich in diesem Zustande rasch stark erhitzt und — verbrennt. Zu naß ist der Pferdewiege unbrauchbar, zu trockener kann dagegen in das Beet gepackt werden, wonach man einige Kannen angewärmtes Wasser mit einer Drause übergießt. Hat sich der eingepackte Dung erwärmt, so wird die beim Ausheben der Grube zu beiden Seiten aufgeschichtete Erde wieder in das Beet eingefüllt. Je nach Stärke der hergerichteten Dungschicht, die 40 bis 50 Zentimeter stark sein kann, wird sich das Beet durch das Nachfüllen der Erde erhöhen. Auf alle Fälle muß aber seine Oberfläche eben geharkt werden. Der Dung teilt die Wärme der Erde mit, und wenn diese eine milde Wärme zeigt, beginnt das Auspflanzen der Kürbisse und Melonen. Man pflanzt sie in einer Reihe durch die Mitte des Beetes, je nach Sorte in etwa 40 bis 80 Zentimeter Abstand. Die Tomaten pflanzt man ganz an den Rand, den übrigen Raum des Beetes kann man vorläufig mit Kohlrabi und Salatpflanzen besetzen. Diese werden sehr zart auf dem Warmbeete, entwickeln sich schnell und sind längst in die Küche gewandert, wenn Kürbisse und Melonen ins Wachsen kommen und den ganzen Raum beanspruchen.

Der Dung verrottet natürlich im Boden; je länger er den Boden erwärmt hat, umso mehr sinkt er zusammen, so daß das anfangs sehr hohe Beet schließlich die anderen Beete nur noch wenig überragt. Wenn man auf ein solches Warmbeet im nächsten Jahre Rhabarber, Spargel, Artischocken und andere ausdauernde Gemüse mit tiefgehenden Wurzeln pflanzt, die in die vorjährige Dungschicht eindringen, so wird man noch einmal große Ernten erzielen.

In den Samenhandlungen erhält man den Samen verschiedener feiner Speisefürbisse, die nicht ranken. Diese sind besser zur Anpflanzung geeignet als die in Berlin so stark verbreiteten Zentnerfürbisse, welche eine ganze Parzelle überwuchern können.

Es blühen jetzt bei Brieckles einige Hyazinthen, deren Zwiebeln er im Oktober gepflanzt hatte, sowie einige gleichfalls im Herbst gepflanzte Stiefmütterchen, Gänseblümchen, Schlüsselblümchen und Bergfahnen, worüber er seine helle Freude hat. Frau Brieckle

zupft bereits fleißig Spinat und schneidet dazu Sauerampfer, um das breiartige Gemüse „sauer und süß“ zu machen, weil es so eine ganz andere Art hat. Daneben schneidet sie Schnittlauch fürs Butterbrot und zum Eierpfannkuchen. Die Eier haben Priekles jetzt im Hause, sie haben sich auf der Parzelle noch einen Hühnerstall eingerichtet und bedauern nur, daß die Hühner dann am wenigsten legen, wenn die Eier am teuersten sind. Im übrigen scheint alles gut zu gedeihen, die Radishes beginnen schon in den Wurzeln did zu werden, wie Priekles zu bemerken glaubt, die Erbsen haben den Boden durchbrochen und die gepflanzten Gemüsefchlinge scheinen gut weiter zu kommen. Die regnerische Zeit gegen Ende des vorigen Monats war dem Anwachsen und dem Keimen der Saat günstig. Priekles legen von jetzt ab in Zwischenräumen von 14 Tagen immer etwas Erbsen, um nicht alle Schoten auf einmal, sondern immer gleichmäßige Ernten bis zum Hochsommer zu haben. Bald wollen sie die ersten Buschbohnen legen, Porree und Sellerie pflanzen. Priekles schwärmt für Selleriesalat und holt sich die Pflanzlinge dieser Gewächse, da sie nur unter Glas gezogen werden können, bei einem Gärtner, der sich seit diesem Frühling im nassen Dreieck auf der größten Parzelle niedergelassen hat.

Wenn das nasse Dreieck auch nicht mit der Obstbaufolonie Eden bei Oranienburg zu vergleichen ist, wo eine ganze Schaar Vegetarier wirtschaftet, so gibt es doch eine Anzahl Kolonisten, die Stachel- und Johannisbeeren gepflanzt haben. Im Vorjahre grünt diese Sträucher wie jetzt, und Ende Mai war alles mit grünem Laub und schwellenden Früchten bedeckt. Als dann am nächsten Sonntag die Kolonisten herauskamen, fanden sie zu ihrem Schreck alle Sträucher laß gefressen. Natürlich wurde Priekles sofort herbeigerufen; er setzte seine Brille auf, untersuchte die Unglückspflanzen und fand nach langer Beaugenscheinigung Tausende von Käupchen, teils lebhaft gefärbt, teils blaß, als seien sie bleichsüchtig. Diesen Tieren stand er ratlos gegenüber, ist eben nie ein großer Zoologe gewesen. Mit meiner Unterstützung konnte er schließlich feststellen, daß es Raupen des Johannisbeer- und des Stachelbeerspanners seien. In der nächsten Sitzung des Vereins vom nassen Dreieck hat dann Priekles seine Erkenntnis unter spannender Aufmerksamkeit der Anwesenden zum besten gegeben. Damals war der Schaden geschehen und nichts mehr zu machen, heute ist es Zeit, der Raupenrippe was aufs Fell zu geben. Die Käupchen, die demnächst an den Sträuchern emporklettern, sind bereits im Hochsommer des Vorjahres ausgeschlüpft. Sie sind im Herbst mit dem fallenden Laub zu Boden gesunken und überwinterten darin. Daraus ergibt sich schon, daß man dem Schaden vorbeugt, wenn man im Herbst das Falllaub von Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern sammelt und verbrennt. Sobald nun jetzt die Sträucher grün werden, erklettern die Käupchen die Zweige und mästen sich an dem jungen Laub, die Früchte berühren sie nicht. Doch bleiben diese an den entlaubten Sträuchern infolge des gestörten Stoffwechsels sad und völlig geschmacklos. Ich verleihe diesen Schädlingen in folgender Weise das Leben auf meinen Beerensträuchern: Ich nehme eine kleine Messing- oder Bleispritze, dern Mundstück zu nebelartiger Verstäubung der Flüssigkeit eingerichtet ist. Eine einfache, in den Samenhandlungen erhältliche Spritze dieser Art ist die Werdersche Obstspritze. Jetzt vor der Blüte der genannten Sträucher, und bevor sich noch die Käupchen eingestellt haben, überspritze ich die Sträucher bei völlig windstillem Wetter zum ersten Male. Zu diesem ersten Spritzen verwende ich das berichtigte Uhol, von welchem ich sobjiel unter stetem Rühren in einen Eimer Wasser gieße, bis dies tiefmilchweiße Färbung angenommen. Die Blätter und Blütenknospen werden dadurch vergiftet und für die Raupen ungenießbar. Man begieße sich nicht zu sehr die Hände mit der Flüssigkeit, die meinigten waren wenigstens davon aufgesprungen und einige Tage gerötet. Gleich nach der Blüte spritze ich zum zweiten Male. Diesmal mit einer nicht zu starken Lösung von Tabakextrakt in warmem Wasser. Dieses zweimalige Verspritzen genügt in den meisten Fällen. Sollten sich trotzdem später Raupen einstellen, so darf nicht nochmals mit Uhol oder Tabakextrakt gespritzt werden, da man mit ersterem schon in der Entwidlung vorgeschrittenen Früchte vergiftet, mit letzterem den Geschmack sehr erheblich beeinträchtigt. Bei der dritten Behandlung der Sträucher bediene man sich gepulverten Aektalles, der vermittelt einer mit einem Blasebalg versehenen Spritze trocken über die Sträucher geblasen wird. Jede Raupe, welche auch nur ein Stäubchen dieses Aektalles trifft, ist rettungslos verloren.

Hd.

## Kleines feuilleton.

„Wieder ein Skandal in Frankreich.“ Vor einigen Wochen war die ganze Welt entrüstet über das Abenteuer einer Vertreterin des französischen Adelsstandes, der Herzogin von Morny, welche es wagte, mit ihrer Freundin Colette Willy auf der Bühne des verruchten Moulin-Rouge öffentlich aufzutreten. Solch ein Fall wäre in Deutschland garnicht denkbar, wo die Aristokratie und besonders unsere angestammten Fürstinnen das Muster aller Tugenden sind. Aber in Frankreich überholt ein Skandal den anderen, und nicht nur in der Großstadt, sondern in den kleinsten Orten beobachtet man mit Bedauern die schauerhaftesten Ausschweifungen. Der Fall, von dem wir heute berichten wollen, zeugt wieder von der Tiefe des Uebels, woran unter dem Einfluß seiner materialistischen Weltanschauung das arme Frankreich leidet.

Im kleinen Dorfe Seine-Port, unweit Paris, lebte im Dienste eines alten Ehepaares ein 18monatliches anmutiges Mädchen. An seinem Namen „Miß“, am blonden, lockigen Haar und an seiner strengen Sittlichkeit erkannte man beim ersten Blick das englische Blut und die gründlichste evangelische Erziehung. Doch die Tugend ist manchmal wacklig, und um etwaigen Fehltritten vorzubeugen, hielten seine Herrn das arme Ding zumeist angebunden, und die Haustür war immer geschlossen und mit einem schweren Backstein besetzt.

Alle diese Vorsichtsmahregeln sollten an der Lücke eines Dorn Juan scheitern! In einem benachbarten Hause lebte nämlich ein Junggefelle namens Nutuhito. Ob er aus dem fernen Osten stammt, wie aus seinem Namen hervorzugehen scheint, das mag dahingestellt bleiben. Sicher ist aber, daß er in Paris aufgezogen wurde und daß er sich daselbst alle Laster, alle Schwelgereien des modernen Babylon aneignete. Wo Keuschheit fehlt, da ist alles Schlimme zu erwarten. Aber aus den französischen Romanen und den köstlichen Geschichten, die wir mit so großem Behagen lesen, wissen wir, daß die Franzosen sich nicht scheuen, die Ausbreitung ihrer Laster offen zur Schau tragen, während wir Deutschen auch unsere kleinsten Fehler zu verdecken wissen. England allein kann in dieser Hinsicht mit uns verglichen werden. Aber wie schon aus Tacitus (Germania) ersichtlich, gehört ja England zum Germanentum. Daher kein Wunder, daß auch dort dieselben Tugenden blühen wie in Deutschland. In Welsland geht es aber ganz anders zu.

Wie konnte aber unser Don Juan seine Greuelthat vollführen? Schon längst hatte er sich das Haus gemerkt; nach allen Seiten hatte er es beobachtet und er wußte wohl, daß ein unschuldiges Kind darin wohnte. Mit seinen langen Haaren, seinem finsternen Gesicht sah er so ernsthaft aus, daß man gar kein Mißtrauen gegen ihn hegte. Aber unter dem Gewand der Frömmigkeit hegte der Kerl die wahre Seele eines unverschämten gamin de Paris, und während er über irgend ein philosophisches Problem nachzugrübeln schien, legte der schöne Missetäter schon seinen Plan zurecht, und bald ging an die Ausführung.

An warmen Aprilmittagen schläft die Herrschaft, ringsum ist alles still; der langhaarige Don Juan naht sachte der Tür. Schon ist er dran, er wirft den Backstein um und horcht. Es kommt niemand; nun zieht er die Tür zu und tritt leisen Schritts in den Hof . . .

Als ihn die Herrschaft erwachte, war das Unglück schon geschehen. An der Kette lag die arme Miß, aber mit ihrer Jungfräulichkeit wars aus. Ohne einen Blick auf sein Opfer zu werfen, lief der Schurke stolz und freudig nach Hause.

Um die Folgen seiner Freveltat kümmerte er sich nicht. Als es sich später herausstellte, daß die arme Entführte schwanger war, da hatte er sogar die Frechheit zu behaupten, es sei nicht gewiß, daß er dran schuld sei! Ist das nicht ekelhaft? Geh, schäme dich, du Lämmel, du ausgelassener Pariser, nicht allein hast du ein unschuldiges Wesen zum Opfer deiner Lüderlichkeit gemacht, sondern du willst es noch entehren, indem du an seiner Keuschheit zweifelst.

Nach dem Zustand der Schwangeren kann man auf sechs bis acht Kinder rechnen. Fürwahr, das ist ein Gottessegel! Aber vom Vater ist keine Hilfe zu erwarten. Sollte nun diese kleine Familie verhungern oder die Mutter gar aus Verzweiflung zur Kindsmörderin werden? Wir wenden uns an unsere Leser, um solches Unheil abzulenken. Alle Subskriptionen werden mit Dankbarkeit empfangen, wir sähden sofort Geld, Nahrungsmittel und Kleider der armen Mutter in Seine-Port, damit sie ihre unehelichen Kinder erziehen kann.

Nun, hatte ich nicht recht, als ich behauptete, solch ein Skandal wäre niemals in Deutschland passiert? Bei der pietätvollen Erziehung des deutschen Volkes, bei den guten Beispielen, die es von den leitenden Klassen erhält, sind ja Entführungen und auher eheliche Verhältnisse hier ganz unbekannt. Deutsche Treue, deutsche Tugend, wie lobt ich euch! Die Tugend ist zum deutschen Monopol geworden. Ob ihrer Tugend wird man deutsche Frauen exportieren, und sie werden der Handelsmarke Made in Germany alle Ehre machen. Deutsche Hunde führen ein sittsames Leben und beschnüffeln sich mit Andacht; deutsche Katzen lesen die Bibel und trinken Kaffee . . .

Jetzt kann man sich ungefähr vorstellen, welche traurigen Zustände in einem Lande herrschen müssen, wo sich eine Hündin (zu dem noch eine englische) von einem Kubel so leicht verführen läßt. Armes, armes Frankreich, wie tief bist du gesunken!

R. Balogh.

## Musik.

Die Mechanisierung der Musik. Die Elektrizität hat auch auf dem Gebiet der Kunst manchen erheblichen Fortschritt herbeigeführt. Vielleicht als das Bedeutendste Wert für künstlerische Betätigung, das durch die Elektrizität in hohem Grade bevollkommnet worden ist, kann die Orgel betrachtet werden. Bei der elektrischen Orgel ist besonders der Umstand von Wert, daß die Entfernung des Manuals vom Orgelwerk nicht mehr in Betracht kommt und ersteres nach Belieben verlegt werden kann. Als eine neue elektrische Erfindung ähnlicher Art wird jetzt von Amerika aus das Fernharmonium angekündigt. Der Schöpfer dieses Instruments, das noch mehr zu leisten scheint, als durch den Namen angekündigt wird, ist Dr. Cahill aus New York. Der Spieler vermag die Art des Tons inmerhalb weiter Grenzen zu verändern und kann auch jedes gewünschte Instrument spielen. Sobald eine Taste

Heruntergedrückt wird, so entstehen in einer Telephonmembrane zunächst die Schwingungen des Grundtons, mit dem aber jeder Oberton nach Belieben vereinigt werden kann. Wenn man nun bedenkt, daß ein einzelner Spieler zehn Tasten zu gleicher Zeit in Bewegung zu setzen vermag, das Instrument aber auch von zwei Spielern zu gleicher Zeit benutzt werden kann, so ist die Gelegenheit zur Entwidlung einer ganz ungewöhnlichen Tonfülle gegeben. Wie ein Mitarbeiter des „Elektrischen Anzeigers“ ausführt, wird das Telharmonium von 144 Elektrifiziergeräten gebildet, deren jeder eine andere Frequenz besitzt, und zwar zwischen 40 und 40 000 Perioden. Die verschiedenen Töne werden nun durch Kombination der verschiedenen Frequenzen erzeugt. Zum Antrieb dient ein Gleichstrommotor von 185 Pferdestärken. Der Ton soll, obgleich jede Taste 7 der erwähnten Generatoren beherrscht, von gleicher Zartheit sein, wie sie nur irgend bei einer Orgel oder einem Klavier erreichbar ist. Das Tastenbrett hat der Maschinenzahl entsprechend 144 Tasten und eben so viele Relaismagnete. Mängel der Tonreinheit sind durch besondere technische Vorrichtungen vollkommen ausgeschlossen und jedenfalls auch für ein musikalisch hochgebildetes Ohr angeblich nicht wahrnehmbar. Von den erwähnten 144 Magneten kann jeder 11 Stromkreise schließen. Alle Stromkreise, die zur Erzeugung eines Grundtons verwendet werden, werden durch Sammelschienen zu einem einzigen Stromkreis vereinigt und ebenso die zu den Obertönen gehörigen Stromkreise. Die Stärke der Ströme kann vom Spieler durch Anschläge, die in der Nähe der Klaviatur angebracht sind, geregelt werden.

Die Mischung und Güte des durch Niederdrücken einer Taste erzeugten Tons wird durch acht Widerstände bedingt, zu denen aber noch verschiedene sogenannte Ausdrucksänderungen kommen, die dem Ton die „Seele“ geben sollen. Zudem durch Benutzung der Anschlagswiderstände zu dem Grundton beliebige Obertöne gesetzt werden können, ist es möglich, die Klangfarben ganz verschiedener Instrumente hervorzubringen, wie der Flöte, des Waldhorns, der Oboe, des Dudelsacks und sogar der Geige. Die Stärke des Tons wird dann ausschließlich durch die erwähnten Ausdrucksänderungen bestimmt. Nimmt man nun an, daß dieselbe Maschinerie statt mit einer einzigen, mit einer größeren Anzahl von Klaviaturen verbunden werden kann, so daß jede Klaviatur ein besonderes Instrument zu vertreten vermag, so erhält man eine Vorstellung davon, daß auch das Telharmonium ein würdiges Produkt „des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten“ ist. Die Reinheit und Mannigfaltigkeit der Töne ist so vollkommen, daß sogar gute Musiker einer Täuschung unterliegen, als ob die Töne von verschiedenen Blas- und Streichinstrumenten stammten. Es wird hinzugefügt, daß man mit dem Telharmonium sogar Töne erzeugen kann, die bisher noch nie zu hören gewesen sind; ob das auch zu den Vorzügen gehört, müßte man freilich erst durch Erfahrung entscheiden. Besonders merkwürdig aber ist die Behauptung, daß durch das Telharmonium Musik von der Stärke einer Geige oder eines Klaviers gleichzeitig an 1000 verschiedenen Stellen erzeugt werden kann und auf dieser Fähigkeit beruht wohl auch die Bezeichnung des Instruments als Fernharmonium. Eine derartige Anlage wird gegenwärtig in New York hergestellt. Uebrigens nimmt Dr. Cahill den Ruhm für sich in Anspruch, die Aufgabe, durch elektrische Dynamomaschinen musikalische Töne zu erzeugen, von ihren Anfängen bis zur praktischen Verwertung ganz allein gelöst zu haben.

### Gnornostisches.

**Eisenbahnfibel.** (Zur Erlernung der Vereinfachungen im Verkehr.) Der Vater will nach Kottbus. Er hat eine Fahrkarte Berlin—Kottbus. Die Fahrkarte nützt dem Vater nichts. Die Fahrkarte gilt für den Gilzug. Der Gilzug ist schon fort. Der Vater will in den Schnellzug steigen. Der Vater darf es nicht. Ein Schnellzug ist kein Gilzug. Wenn man schnell ist, eilt man nicht. Der Vater hat Eile und will mit dem Schnellzug. Das darf er nicht. Der Vater reißt sich ein Wüschel Haare aus.

Die Fahrkarte des Vaters hat keinen Längsstrich. Der Längsstrich ist rot. Der Vater braucht Zuschlagskarten. Es gibt Zuschlagskarten mit breiten Längsstreifen. Der Streifen ist gelb. Der Streifen ist manchmal grün. Der Streifen kann auch braun sein.

Der Vater geht an den Schalter. Der Vater kauft eine Zuschlagskarte. Der Vater hat einen braunen Streifen. Der braune Streifen gilt bis Lübben. Der Vater will nach Kottbus. Der Vater hat in Lübben nichts zu tun. Der Vater rennt mit dem Kopf gegen die Wand.

Der Vater muß eine andere Zuschlagskarte haben. Er braucht einen grünen Streifen. Der Vater will eine Zuschlagskarte bis Kottbus. Eine Zuschlagskarte bis Kottbus gibt es nicht. Der Vater muß eine Zuschlagskarte bis Schleife kaufen. Der Vater will nicht nach Schleife. Der Vater hätte eine Sammellkarte nehmen müssen. Der Vater hat das nicht gewußt. Der Vater wird tobsüchtig.

Man bringt den Vater in die Irrenanstalt. Der Vater wird vom Wärter totgeprügelt. Der Vater kommt in den Himmel. Die Strecke nach dem Himmel ist über 150 Kilometer. Der Vater braucht hierzu keinen roten Längsstrich und keinen bunten Streifen und keine Sammellkarte. Der Vater frohlockt über diese Vereinfachung.

— **Droschkentischer.** Die Wirtin: Kinder, spielt bloß nicht det Verbotene, mir jibt keener 'n schwarzen Adler, wenn's rauskommt!

### Notizen.

— Im Charlottenburger Schiller-Theater wird am Sonnabendnachmittag 3 Uhr „Wilhelm Tell“ als Jugendvorstellung wiederholt.

— Adolf Menzel wird in Zukunft in der Nationalgalerie noch besser vertreten sein. Zwei Pastelle „Hände“ wurden erworben, ein Selbstbildnis des Meisters kam durch Geschenk in den Besitz der Galerie. Das Kupferstichkabinett wurde durch den Ankauf eines Steindrudes bereichert, der den Schauspieler Ludwig Deubrient darstellt.

— Staatliche Kunstsubvention. Was bei der staatlichen Kunstförderung, wie sie heute im Schwange ist, herauskommt, beweist wieder einmal das Ergebnis eines staatlichen Wettbewerbes. Der für das Jahr 1907 auf dem Gebiete der Architektur und Malerei ausgeschriebene Wettbewerb um den Großen Staatspreis in Betrage von 3300 M. zu einer einjährigen Studienreise verlief wegen ungenügender künstlerischer Qualifikation der Bewerber ergebnislos. Das bedeutet eine amtliche Bestätigung dafür, daß der Akademiebetrieb und der bürokratische Drill keinen Schuß Pulver wert sind.

— Heinrich Heine hoffähig? Die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hatte mehr Geschmack, als sonst an Höfen zu finden ist. Auf der griechischen Insel Korfu hatte sie sich ein durch Natur und Kunst gleich wundervolles Tusculum, das sie Achilleion nannte, errichten lassen. Ihre Erben haben diesen Besitz, von dem es bald hieß, es solle in ein Sanatorium verwandelt werden, bald aber, es werde als Spielbank eingerichtet, an den deutschen Kaiser verkauft.

Im Parke des Achilleion aber steht ein Heine-Tempel mit einem Denkmal des Dichters, dem sein Vaterland bisher keine Stätte des Ruhmes vergönnte. Alle guten Patrioten erwarten, daß der frivole Spötter und ehrfurchtslose Sänger auch aus Korfu vertrieben werde. Herr Bartels, der Heine moralisch, auch sonst noch umgebracht hat, möge einen einen Aufruf erlassen. An Erfolg kann es dabei nicht fehlen.

— Die Jubiläumsausstellung der Stadt Mannheim, die den Anlaß der 300. Wiederkehr der Stadtgründung benutzt, um eine internationale Kunst- und Gartenbauausstellung zu veranstalten, wurde am 1. Mai eröffnet.

— Der kastrierte Löwe. In dem Löwen, der auf dem Kriegerdenkmal zu Viehrich an die 30 Jahre lang kriegerische Tugenden symbolisierte, ist nachträglich eine kleine Operation vorgenommen worden. Die Tugendholde, die offenbar durch den Anblick der Mannhaftigkeit an ihre eigenen Schwächen allzu hart erinnert wurden, wußten es durchzusetzen, daß der Stein des Anstoßes weggemeißelt wurde. In dieser Zeremonie liegt ein tieferer Sinn, als den Draven wohl selbst klar wurde. Der kastrierte Löwe ist das einzig passende Symbol des entmannten Bürgertums. Nur daß der Löwe dabei auch noch überflüssig ist. Die Tierchutzvereine sollten sich des mißhandelten Königs der Tiere annehmen.

— Kostbare Geigen. Der kürzlich gestorbene englische Musiker Charles James Oldham nahm für sich den Ruhm in Anspruch, die vier kostbarsten Stradivariusgeigen in der Welt zu besitzen. Die eine Geige hat der Verstorbene dem Staate hinterlassen, wenn sich kein Käufer dafür finden sollte, der 60 000 M. dafür bezahlt. Sie ist im Jahre 1690 gebaut und wurde 1794 für 1000 Fr. verkauft; 1888 wurden bereits 20 000 M. dafür gezahlt. Eine zweite Geige, die Oldham dem Britischen Museum hinterlassen hat, datiert von 1722, wurde 1836 für 4000 Fr. und einige Jahre später für 25 000 Fr. verkauft. Außer den vier Geigen besaß Oldham auch ein Cello von 1700, das einzig in seiner Art ist. Englische und französische Blätter beklagen es mit Recht, daß derartige Meisterwerke des berühmten Geigenbauers verurteilt sind, stumm in ihren kostbaren Kästen zu ruhen, anstatt in den Händen großer Künstler Tausende zu entzücken. Die Manie der englischen Sammler, so hervorragende Instrumente bei sich aufzuheben und unter Verschluss zu halten, um nur gelegentlich einmal einem Ausserwählten einen Blick darauf zu gestatten, ist „ein stupider Egoismus, der an Wahnsinn grenzt“.

— Wie aus Pillen und — Dummheit Millionen werden. In London ist vor kurzem Thomas Beecham gestorben, der sich mit den ihm hergestellten Pillen dank einer ins tiefenhafte gehenden Reklame ein Millionenvermögen erworben hat. Welche Summen mit derartigen patentierten Pillen, Salben, Pflastern und Mituren erworben werden können, davon gibt die Zusammenstellung einer englischen Zeitschrift eine lebhaftere Vorstellung. Der wichtigste Faktor des Erfolges ist und bleibt die Reklame. Der Wert und Nutzen der Ware ist beinahe gleichgültig. Thomas Holloway, der Besitzer der „Holloway Pills and Ointment“ hinterließ 1888 bei seinem Tode außer einem großen Immobilienbesitz ein Barvermögen von 11 927 000 M.; dabei hatte er noch für gemeinnützige Zwecke gegen 40 Millionen gestiftet. Aber nicht nur mit Pillen kann man es zu etwas bringen. Der Erfinder der „Conjuction Cure“ George Handyside aus New Castle, der seines Zeichens ursprünglich ein biederer Schuhmacher war, hinterließ vor zwei Jahren 2 957 000. Nicht schlechter steht es mit den patentierten Nahrungsmitteln; Fred Boden Wenger verdiente sich mit seinem „Wengers Food“ mehr als 20 Millionen und durch die auch in Deutschland bekannte „Mellins Nahrung“ wurde G. A. Mellin zum mehrfachen Millionär.